

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 204.

Donnerstag, 2. September.

1915.

(5. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Magda Bergen bewohnte mit ihrer Schwester Gertrud in einer eleganten Pension der Hohenzollern-Allee mehrere Zimmer im ersten Stock. Von ihren Fenstern hatten die Damen einen hübschen Blick auf die breite Promenadenstraße, eine der schönsten Straßen der in den letzten Jahren sich riesig vergrößernden alten Krönungsstadt. Prachtvolle Bauten stehen zu beiden Seiten, unter denen besonders das Sendenbergturm auffällt, von dem die Gestalt des Senfemannes mit dem Stundenglas eindringlich mahnend herabschaut auf all die Menschen, die hier hin und her spazieren, und ihnen sein „Memento mori“ zuruft. Die wenigsten von ihnen sehen ihn oder sie gucken gar geflüstert an ihm vorbei; ist's doch viel lustiger, den Blick hinüberschleifen zu lassen zu der Festhalle, dem Stolz des aufblühenden Frankfurt, deren hohe, gewölbte Kuppel sich so machtvoll gen Himmel streckt.

Magda war mit dem Studium einer neuen Rolle beschäftigt. Sie lag, in ein Morgenkleid von lichtblauem weichem Tuch gehüllt, in einem Schaukelstuhl, der sich langsam auf und ab bewegte. In der Rechten hielt die Schauspielerin das dünne, enggedruckte Heft mit dem Rollenauszug, und ihre Lippen sprachen fast betonungslos Sätze. Ganz mechanisch, um die Worte dem Gedächtnis einzuprägen. Einförmig glitt das Murmeln durch das stille Zimmer, manchmal übertönt von dem Summen einer Fliege, die ungebärdig umherflog und sich über die geschlossenen Fenster ärgerte. Die größte Ruhe mußte um Magda sein, während sie lernte, das wußte die ältere Schwester und bemühte sich deshalb ihr alle Störungen fernzuhalten. Und so ein probefreier Vormittag mußte besonders zum Lernen ausgenützt werden, deren gab es nicht allzu viele, namentlich in letzter Zeit. Der Direktor hatte Magda für den demnächst stattfindenden Ibsen-Zyklus tüchtig mit Proben versorgt. Wer war auch berufener, Ibsenschen Frauen gestalten Leben zu verleihen, als Magda Bergen mit dem dunkelgoldenen Leuchten im Haar und dem feinen nervösen Gesicht!

In hellen, langgezogenen Tönen, die wie Singen klangen, kündete eine Kokos-Bendüle die elfte Stunde. Die Schauspielerin stand auf und legte das Heftchen auf den Tisch. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust und in ihren Augen war Befriedigung. „Zwei Stunden habe ich jetzt gebüffelt. Gertrud“, rief sie laut ins Nebenzimmer, „nun habe ich sicher mein Frühstücksbrotchen verdient.“ Sie folgte ihren Worten auf dem Fuß.

Gertrud Bergen trat ihr bereits entgegen, angetan mit grauem Rock und weißer Bluse, der ein steifer Kragen und gut gestärkte Manschetten etwas Ruhiges gaben. Das stand dem kühlen vornehmen Gesicht und der hohen Gestalt gut. Nur der bittere Zug um den Mund entstellte das ebenmäßige Antlitz, ebenso die fast puritanische Haartracht. Man sah, die reichen dunklen Haarwellen hatte eine energische Hand gewaltsam mit Kammbaum und Bürste zurückgerissen und in den allzu festen Zopf geflochten, der sich am Hinterkopf zu einem schlich-

ten Knoten fügte. Das bittere Lächeln um Gertruds Mund schwand zwar nicht vollkommen, dazu war es zu tief, zu lange eingepägt; aber milder ward es und ein zärtlicher, mütterlicher Blick umfing die jüngere Schwester.

„Das Frühstück ist schon bereit“, Gertrud wies auf den hübsch und gefällig gedeckten Tisch, auf dem wohlgeordnet einige kalte Speisen standen. Inmitten des Tisches prangte in einer geschliffenen Kristallvase ein herrlicher dunkelblühender Rosenstrauch. Die Augen der Schwestern trafen sich über den Rosen und tauchten lächelnd ineinander.

„Also der Gruß von Herrn oder Frau Anonymus ist pünktlich wieder eingetroffen“, sagte Magda, auf die Blumen deutend. Sie nahm am Tische Platz, Gertrud saß ihr gegenüber.

„An eine Frau Anonymus glaube ich nicht“, erwiderte die Ältere und goß Magda ein winziges Gläschen Serrn ein.

„Nun, ich meine, ein Herr, der mir seit acht Tagen jeden Morgen eine so wundervolle Blumenbende sendet, hätte doch sein Infognito schon irgendwie gelüftet oder eine direkte Annäherung versucht. Bei einer Dame, der vielleicht mein Spiel gefällt, ist diese stille Art der Verehrung eher begreiflich“, gab Magda zurück.

„Nein, die Rosen kommen von einem Herrn, und es wird auch nicht mehr allzu lange dauern, bis er sein Visier lüftet. Irgend ein brutales unverschämtes Männergesicht sitzt darunter und schaut frech und bestergreifend nach der schönen Magda Bergen. Er ahnt ja nicht, der verliebte Unbekannte, daß die Schauspielerin, die er für leichte Beute hält, gewißigt ist und die Männer verachtet, weil einer von ihnen ihre Schwester so entsetzlich unglücklich machte.“ Triumpfhierend klang's, und das bittere Lächeln grub sich tiefer um den herben Mund.

Magda schwieg einen Augenblick und lenkte dann vorsichtig von dem Thema ab. Sie sprach von ihren neuen Rollen, von den Toiletten, die sie dazu benötigte, und erreichte dann auch, was sie beabsichtigte: Gertrud vergaß den Rosenbender im besonderen und die Männer im allgemeinen. Desto mehr aber dachte sie daran, denn so lieb sie auch die Schwester hatte und so annehmlich ihr auch deren Gesellschaft war, die stets für sie in dienstwilliger Weise sorgte, so gab es doch Stunden, da die Verbitterung Gertruds ihr weh tat und sie quälte. Die Schwester mußte sich ein Urteil über die Männer an und kannte doch nur einen. Einen, der leichtsinnig und falsch gewesen, der ihr Geld verpielte, der sie betrog und dann zuletzt auf und davon ging; Frau Juma erzählte mit einer anderen. Fünf lange Jahre waren seitdem hingegangen, aber die Erbitterung Frau Gertruds war nicht milder geworden in dieser langen Zeit. In jedem Manne glaubte sie die Charaktereigenschaften ihres Mannes wiederaufzufinden, und gleich einem zuverlässigen Wächter stand sie stets bereit, die junge Schwester vor ihrem eigenen Bos zu bewahren. Wie sie

Diese Schwester betreute und das kleinste Steinchen sorgsam forträumte, über das Magda auf ihrem Lebenswege hätte stolpern können, das verdiente wahrlich, daß sie die zuweilen lästigen Sonderheiten Gertruds ertrug, machte die schöne Schauspielerin.

Schwer und süß dufteten die dunklen Rosen.
Treibhausrosen.

In den Gärten zeigten sich eben erst die Knospen und vor Wochen spengten die ihre Hülle nicht.

„Solche Rosen sind doch teuer“, meinte Magda und zog eine aus dem willkürlich und doch künstlerisch arrangierten Busch. Sie befestigte sie oben an dem Halsausschnitt, den gelbliche Spitzen weich und grazios umrahmten.

„Ich würde die Rose nicht tragen. Denke, wenn er, der Fremde, der Unbekannte, es zufällig sieht, er würde es für ein ermutigendes Zeichen nehmen“, sagte Gertrud.

Die Schwester lächelte fröhlich auf. „Über Diebstahl, jetzt übertreibst du wirklich! Erstens lasse ich mich in diesem Hausgewand vor niemand außer dir und dem Mädchen sehen, und besonders vor keinem männlichen Wesen, und zweitens ist es wirklich noch nicht erwiesen, ob mir die Rosen von einem Herrn zugesandt werden, der Bote behauptet sogar, im Blumengeschäft wisse man nicht, wer der Besteller sei, da täglich ein Dienstmann das Geld und den Auftrag übermittle.“ Sie schob ihren Stuhl zurück und stand langsam auf. Um den Tisch herum ging sie zu der Schwester. Bärtlich legte sie ihr die Arme um den Hals: „Weißt du, Trudel, was wir am Sonntag tun? Da gehen wir aufs Rennen. Nein, wir fahren natürlich, mit einem Auto fahren wir. Sonntag habe ich den ganzen Tag frei. Du, ich freue mich! Seit wir im vorigen Frühjahr in Berlin waren, habe ich keinem Rennen mehr beigewohnt. Mit dem Vater war's, draußen in Karlshorst.“

Gertrud nickte und löste sich sanft aus den Armen der Schwester. Und während sie den Tisch abräumte und Magda sich in ihr Zimmer begab und Toilette machte, mußte sie an den Vater denken.

Ja, der Vater! Der mußte dabei sein, wenn irgend auf einer Berliner Bahn Pferde starteten. Und zehn Mark am Totalisator setzte er immer, trotzdem er niemals gewann. Er setzte fast nur auf Pferde, auf die sonst niemand etwas mochte. Es war seine Idee, bei diesem Verfahren einmal durch Zufall vom Glück begünstigt zu werden und dann eine hohe Quote ausbezahlt zu erhalten. Der Favorit konnte versagen, konnte stürzen, und den anderen Pferden konnte ein Mißgeschick den Sieg vereiteln. — Das war Benjamin Bergens Theorie, und den Verlust von zehn Mark verschmerzte er leicht, die Schlagen in sein ansehnliches Vermögen keine bemerkenswerten Preisse.

Benjamin Bergen war ein self made man in des Wortes vollster Bedeutung. Gertrud war sehr stolz auf ihren Vater, er war der einzige Mann, den sie achtete. Vom Portier eines mittleren Hotels hatte er sich durch Fleiß und Klugheit, mit Hilfe seiner sparsamen Frau, eines Tages zum Besitzer dieses Hotels aufgeschwungen. Er verbesserte den Innenbau und modernisierte ihn, ohne die Preise besonders zu erhöhen. Auch wußte er durch sein liebenswürdiges, verbindliches Wesen der Gästen den Aufenthalt in der Reichshauptstadt so bequem zu machen, daß sie bei ihren nächsten Berliner Reisen immer wieder bei Benjamin Bergen abstiegen. Die Frequenz des Hotels hob sich in wenigen Jahren unter seiner Leitung erschrecklich. Der rührige Besitzer kaufte das Nachbarhaus zur Linken an und erweiterte den Hotelbau, einige Jahre später mußte das Haus zur Rechten zur Vergrößerung heran. Benjamin Bergens Hotel gehörte jetzt zu den besuchtesten Berlins, und sein Vermögen vermehrte sich ständig. Längst hätte er sich zur Ruhe sehen können, doch der eifrige Mann verspürte noch nicht die geringste Lust dazu. Ebenso wenig seine Frau, die sich immer noch um die Küche und die Sauberkeit der Zimmer kümmerte, trotzdem ein vorzügliches, zuverlässiges Personal vorhanden war. Benjamin Ber-

gen besaß nur zwei Töchter, und die beiden Mädcheln waren doch wahrhaftig reich genug und brauchten nicht in der Welt herumzuziehen, aber Magdas Talent machte ihm doch viel Freude, das wußte Gertrud, und es war ihm auch eine gewisse Beruhigung, sie bei der jungen Schwester zu wissen. Und sie selbst, sie hatte eine Aufgabe. In Berlin ständig leben, nein, das vermochte sie nicht mehr. Da gab es zu viele Bekannte, da ward sie so oft an Artur Holm erinnert, an den Mann, der so erbärmlich, so schlecht gewesen, daß sie sich des Namens Holm schämte, den sie als seine Gattin getragen, und sich, ohne von ihm geschieden zu sein, wieder mit ihrem Mädchennamen nannte.

Allerdings, auf die Dauer würde sie wohl Berlin kaum fern bleiben können, denn Magda hatte sich als Ziel ihres Ehrgeizes eine der bedeutendsten Bühnen der Hauptstadt gesetzt, sie stand auch schon mit einem Agenten deshalb in Verbindung, und die Schwester erreichte, was sie ernstlich wollte. Wie hatte sie schon Vater und Mutter ihrem Willen gefügig zu machen verstanden, die zunächst vom Komödienspielen absolut nichts wissen wollten. So ein klein wenig lebten in ihren Köpfen noch Anschauungen, die einmal vor mehr als hundert Jahren den Pfad einer Reuberin mit Dornen bestreuten, die ihre Füße wund stachen.

„In unserer Zeit ist eine Schauspielerin eine Dame, wenigstens hängt es von ihr ab, es zu sein“, hatte Magda den Eltern erklärt, und ihnen an Beispielen aus dem modernen Berlin ihre Worte erläutert.

Benjamin Bergen und Frau Marta gaben den Wünschen des Töchterchens nach, und Clarisse Frey, die pensionierte königliche Hofschauspielerin, ward ihre Lehrerin. (Fortsetzung folgt.)



Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.

Gedenktage beim Landsturm-Bataillon Wiesbaden in Belgien.

(Original.)

Ein Jahr ist nun ins Land gezogen seit jenen Tagen, wo die Wellen des Weltkriegs über der hiesigen Gegend zusammenschlugen. Am 22. und 23. August 1914 kam es hier zu schweren Kämpfen, deren Spuren in den vielfach zerstörten Ortschaften und Bauerngehöften sowie in den vielen Massengräbern gefallener Soldaten uns überall entgegenreten. Und allen Landsturmläuten, die wir in dieser Gegend als Besatzungstruppen siegen, werden die Erlebnisse der letzten Tage als heilige Erinnerung an eine schwere, aber auch große Zeit im Gedächtnis haften bleiben. Es waren die Gedenktage der Schlachten, dem Gedächtnis und der Ehrung derer gewidmet, die in den Kämpfen hier gefallen und fern der Heimat in fremder Erde gebettet sind.

Am Samstag, den 21. August, marschierte unsere in F. gelegene Kompanie in einzelnen Abteilungen nach allen vier Himmelsrichtungen zu den Gräbern der Gefallenen, um dort Kränze und Blumen niederzulegen. Trübe, regenschwere Wolken bedeckten den Himmel bei unserem Ausmarsch. Die Abteilung, welcher ich zugeteilt war, zählte 16 Mann; 8 Mann trugen Kränze, der Rest ging mit Gewehr als Begleitmannschaft. Unser Weg führte über B. nach N., hinter welchem Ort sich eine größere Anzahl von Kriegergräbern befindet. In dem größten deutschen Massengrab dortselbst ruhen 5 Offiziere, 10 Unteroffiziere und 94 Mann, alle vom Regiment. Das bei den Kämpfen in dieser Gegend sich besonders ausgezeichnet hatte, aber schwere Verluste erleiden mußte. Fünfmal mußten die . . . er im Sturmangriff gegen einen stark besetzten und ähne verteidigten Wald vorgehen, ehe es ihnen gelang, den Feind aus dieser Stellung zu vertreiben. Das größte französische Massengrab daselbst birgt die Leichen von einem Offizier und 79 Mann vom Regiment 27. Alle Gräber, an denen wir vorbeikamen, etwa 10 an der Zahl, wurden mit Kränzen und Blumen geschmückt, wobei zwischen Freund und Feind kein

Unterschied gemacht wurde. Leider machte der Himmel ein immer unfreundlicheres Gesicht, und bei unserem Rückmarsch regnete es in Strömen, so daß wir bis auf die Haut durchnäßt waren als wir mittags in unserer Garnison wieder ankamen.

Schönes Wetter herrschte am folgenden Tag, Sonntag, den 22. August, wo Gedächtnisfeier auf dem Friedhof bei F. und dann an einem französischen Massengrab im Ort selbst abgehalten wurde. Um 10½ Uhr vormittags marschierte die Kompagnie geschlossen nach dem Friedhof zu der Ruhestätte eines unbekanntem deutschen Soldaten. Ihm zur Seite ist ein belgischer Krieger gebettet, der ebenfalls in den Kämpfen am 22. August 1914 gefallen ist. Nachdem die Kompagnie Aufstellung um die beiden Gräber genommen hatte, intonierte die Musikkapelle der Kompagnie den Grabchor „Da unten ist Friede . . .“. Hierauf sang ein aus Angehörigen der Kompagnie bestehendes Quartett das altbekannte schöne Soldatenlied „Morgenrot“ recht stimmungsvoll und kernfrisch, und dann wurden auf beiden Gräbern Blumen und Kränze niedergelegt. Ein katholischer Feldgeistlicher hielt eine ergreifende Gedächtnisrede. Er führte aus, daß wir hier am Grabe eines deutschen Kameraden ständen, der, wie so viele andere, in Jugend und Schönheit sterben mußte, der sein Bestes, sein Herzblut, zum Opfer gebracht habe, um unserem Vaterland und unseren Lieben daheim die Schrecken des Kriegs fernzuhalten. Wir kennen nicht einmal seinen Namen, und niemals wohl ist es seinen Angehörigen vergönnt, zu seinem Grab zu pilgern, es mit Blumen und Kränzen zu schmücken, da auch ihnen die Ruhestätte ihres teuren Toten unbekannt ist. Einer von den vielen stillen Helden ist es, der seinem Kaiser und dem Vaterland die Treue bis in den Tod bewahrt hat und der nun friedlich neben dem tapferen Gegner ruht. Auch dem belgischen Soldaten, der ja ebenfalls für seinen König und sein Vaterland kämpfte und starb, widmete der Geistliche herzliche Worte der Achtung und Ehrung. Hierauf hielt der Kompagnieführer Herr Rittmeister R. eine Ansprache, worin er den Mannschaften die Taten unserer tapferen Kameraden in vorderster Linie als leuchtendes Beispiel deutscher Treue und Vaterlandsliebe vor Augen hielt und die zuversichtliche Erwartung ausbrach, daß auch seine Kompagnie im gegebenen Fall mit gleicher Treue ihre Pflicht erfüllen werde. Dann erklang das Kommando „Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ Die Musik spielte den Choral „Jesus meine Zuversicht“, und dann beschloß ein Vaterunser die ergreifende und zugleich erhebende Feier auf dem Friedhof.

Nun marschierte die Kompagnie nach dem inmitten des Orts in einem Garten gelegenen Massengrab, in dem 27 französische Soldaten zur Ruhe gebettet sind. Auch diesen gefallenen Kämpfern wurde die gleiche Ehrung erwiesen; der Geistliche betonte in seiner Gedächtnisrede, daß wir auch vor dem tapferen Gegner Achtung und Ehrfurcht empfinden. Er erwähnte die Soldaten, die als Besatzungstruppen im feindlichen Lande stehen, der in unsere Gewalt gegebenen Bevölkerung stets mit Freundschaft und Ehrerbietung zu begegnen und zu zeigen, daß wir durchaus nicht die Barbaren sind, als welche wir von feindlicher Seite so gern hingestellt werden. Die schlichte Feier, die in der gleichen Weise wie die vorhergegangene verlief, dürfte auch auf die belgische Bevölkerung, die den Schauplatz in großer Anzahl umstand, einen guten und nachhaltigen Eindruck gemacht haben.

Der 23. August war dem Besuch der Kriegergräber bei G., etwa 6 Kilometer von hier entfernt, gewidmet. Frühmorgens marschierte die Kompagnie geschlossen auf der Straße nach G. und bog dann kurz vor dem Ort links ab in einen Feldweg. Dieser führt in kleinen und größeren Windungen zu einer etwas erhöhten Stelle im Gelände, von wo aus man einen prächtigen Ausblick in die Umgebung genießt. Wie ein Riesengemälde breitet sich vor unserem Auge die Landschaft aus, meilenweit schweift der Blick über fruchtbare Felder, grüne Wiesen und Weidplätze, auf denen Viehherden sich tummeln. In unzählbaren Haufen aufgeschichtet steht der reiche Ernteseigen an Körnerbüscheln auf dem Feld, die großen Feldscheunen, die wir erblicken, sind schon fast bis unter das Dach gefüllt. Raserisch erheben sich die Ortschaften und einzeln gelegene Bauernhöfe aus diesem gesegneten und fruchtbaren Boden und grüne Wälder geben dem herrlichen Landschaftsbild einen prächtigen Rahmen. Und diese Landschaft war vor einem Jahr die Stätte erbitterter Kämpfe zwischen den vordringenden Deutschen und den zurückweichenden Franzosen, furchtbar heiß und blutig ist es hier zugegangen.

Das verkünden uns die stummen und doch so berebten Zeugen, die zerstörten Häuser in den Ortschaften und die zerstörten Gebäude der großen Bauernhöfe, ganz besonders aber die große Anzahl von Kriegergräbern, deren einfache schwarze Holzkreuze sich überall, in Gärten, an Wegen und Waldrändern, auf Feld und Wiesen erheben. Unter all den vielen Grabstätten daselbst fand ich nur 5 deutsche. In dreien lag je 1 Mann, in einem 2 Mann und auf einem größeren war die Anzahl der Bestatteten nicht angegeben. Das Kreuz trug die Grabnummer 67 und trug, wie bei allen anderen Gräbern, in französischer Sprache die Aufschrift: „Hier ruhen tapfere deutsche Soldaten. Sie starben für ihr Vaterland am 23. August 1914.“ Bei den französischen Gräbern war die Aufschrift dieselbe, nur daß es statt deutsche französische Soldaten hieß. Ein Hohlweg, der jedenfalls einer größeren französischen Abteilung als Deckung und Schlupfwinkel gedient hatte, aber dann von den deutschen Geschützen mit einem Geschosshagel überschüttet wurde, bietet heute das Bild eines Friedhofs; rechts und links reißt sich Grab an Grab, in denen die Gebeine der tapferen Kämpfer ruhen.

Unsere Kompagnie machte nach der Ankunft auf dem Schlachtfeld vor einem Wald Halt, die Gewehre wurden zusammengesetzt und die Tornister abgelegt. Dann ging es auf die Suche nach Feld-, Wald- und Heideblumen, die zu großen Straußen und Kränzen gewunden wurden, und die so in etwa einstündiger eifriger Tätigkeit hergestellten einfachen, und doch so schönen Zeichen der Liebe und Verehrung auf die Gräber niedergelegt. Unser Kompagnieführer, der uns den Hergang der Schlacht in dieser Gegend recht anschaulich zu schildern wußte, gedachte auch an diesen Gräbern mit herzlichen Worten der gefallenen deutschen Kameraden, pries ihren Heldennut, ihre deutsche Treue und Vaterlandsliebe und zollte auch dem tapferen Gegner Achtung und Anerkennung. Und angesichts der Gräber überkam mich der Gedanke: Vielleicht steht auch du hier vor dem Grab eines Freundes, vielleicht war unter denen, die nun hier in fremder Erde ruhen, und deren Name keine Kreuzinschrift verrät, auch einer, den du gekannt hast, oder der dir gar persönlich nahegestanden hat . . . Sinnend ließ ich die Blide über ein deutsches Grab gleiten; sie blieben an dem einfachen Blumenstrauß haften, den die lebenden Kameraden den toten in Liebe und Dankbarkeit gewidmet hatten. Ein würziger Duft kam vom nahen Wald herüber, leise strich der Wind über die Blumen, die sich wie grüßend auf dem Grab neigten. . . „Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland!“ Diese Schlussworte eines alten Soldatenlieds gingen mir durch den Sinn, als wir von den Gräbern Abschied nahmen und den Rückweg antraten.

Unvergesslich bleiben werden uns die Gedächtnisfeiern hier an den Ruhestätten der treuen Kameraden, die ihr Leben hingegeben haben für uns und unsere Lieben daheim, und deren Leiber die Mauer bildeten, an welcher der feindliche Ansturm auf unsere Heimat zerschellte. Und für das Vaterland ist es eine heilige Pflicht, seine Dankbarkeit gegen die toten Helden dadurch zu beweisen, daß es ihre Hinterbliebenen vor leiblicher Not und Elend schützt, daß es an ihnen einen Teil der Dankeschuld abträgt, auf welche sich die gefallenen Kämpfer durch ihre Treue bis in den Tod ein Anrecht erworben haben!

Gefr. A. I. M. n. r. d. e. r.,

1. Kompagnie Landsturm-Bataillon Wiesbaden.



Aus der Kriegszeit.

Schwarzbrot — deutsches Brot. „Weiß- und Schwarzbrot ist eigentlich das Schibolet, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen.“ Dieses Wort Goethes in seiner Campagne in Frankreich, das seine Erfahrungen während des Feldzuges ihm immer wieder bestätigten, bezeichnet ein Gegenstück zwischen Deutsch und Welsch, der fast bis in die Weltanschauung der Völker reicht und in unserem Kriege sich wieder offenbart. In Frankreich wäre wohl bei der Einführung des Schwarzbrotes eine Revolution ausgebrochen; der Deutsche lehrte gern und willig zu dieser seiner alten wohnen Volksnahrung zurück, die ihm nur der wachsende Luxus entfremdet hatte. Das Weizenbrot, das der franzö-

fische Klassiker der Wissenschaft vom Brote Parmentier „ein großmütiges Geschenk der Natur, eine durch keine andere erscheinbare Nahrung“ nennt, ist der letzte Ausläufer einer langen Entwicklung in der Geschichte der Getreidenahrung, der Prof. A. Maurizio in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift eine inbaltreiche Abhandlung widmet. Die älteste und wohl erste Getreidenahrung waren rohe oder geröstete Körner; sie wurde von dem Wehlbrot abgelöst, den zu großen Teil Hirsearten lieferten und dem eine hohe weltgeschichtliche Bedeutung zukommt. Den Übergang vom Weiz zum Brot bildet der noch heute in vielen Gegenden übliche Fladen, der aus vielen Früchten und Samen hergestellt wird, nicht aus einer Getreideart wie das Brot. Als dann das Brot seinen Siegeszug in die Weltkultur antrat, da entstand ein Kampf unter den dazu geeigneten Getreidearten. Zuerst schieden Gerste und Hafer aus; dann waren lange Zeit Weizen und Roggen Nebenbuhler, bis der Weizen Sieger blieb. Das Weizenbrot wurde anfänglich nicht im Hause bereitet; es war sogenanntes Feilbrot, wurde bei festlichen Gelegenheiten aus dem Kramladen geholt und den Gästen als Leckerbissen vorgesetzt. Die Franzosen wurden schon im 16. und 17. Jahrhundert leitenschaftliche Verehrer des Weizenbrotes; die Reichen und Städte aßen fast nichts anderes mehr, während es bei den Bauern in den Provinzen nur Roggen-, Gersten- und Buchweizenbrot gab. Die strenge Sonderung der Klassen vor der Revolution fand ihr Sinnbild in den verschiedenen Brotforten: die Aristokraten schlemmten in Weißbrot; die Bürger mußten sich mit einem etwas dunkleren Mittelbrot begnügen, und der Bauer war auf das verachtete Schwarzbrot angewiesen. Nach der Revolution nahmen dann auch die niederen Stände an dem Genuß des Weißbrotes teil. Überhaupt sind alle Romanen „Weizenbrötker“, während in Deutschland die Vorliebe für das kräftige berbe Schwarzbrot und den Pumpernickel nie ausgestorben ist. Jäh hielten die Bauern an der alten Kost fest. Das Schwarzbrot sei kein Vätererzeugnis, sagt Pfarrer L'Houet in seiner Psychologie des Bauerntums, kein Väter darf sich rühmen, es erfunden zu haben. „Alle arbeiten an ihm wie am Volksliede seit Jahrhunderten. All die Abwechslung in den Brotforten, gar all die Erzeugung der Berufsbäcker, an denen wir uns erfreuen und beverben; nichts von alledem! Stets nur das eine vortreffliche Thema! Schwarzbrot und Volkslied haben eine Geschichte hinter sich, die in ihren Entwicklungsgrundzügen merkwürdig ähnlich ist.“ Stets haben die Franzosen über das deutsche Schwarzbrot gestöhnt, die französischen Emigranten sowohl wie die Soldaten der Großen Armee und die Gefangenen von 1870. Die napoleonischen Denkwürdigkeiten berichten an zahlreichen Stellen davon, wie die Eroberer das dunkle Brot in deutschen und slawischen Ländern verachteten. Als kostbares Gut trug der Soldat des Nordens im Profsack sein Weizenbrot. So hat denn auch Frankreich immer das weizenreichste Soldatenbrot besessen. Hier schlug man schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen geringen Meieabzug vor. Doch blieb das Kommißbrot bis zum Jahre 1794 ein Brot aus ganzem laum gereiftem Korn. Seit 1798 begann die Verbesserung des französischen Soldatenbrotes, und diese schritt dann fort bis zur Übertreibung. Dem preussischen Soldatenbrot sind dagegen nur 15—18 Proz. Meie entzogen. Es ist ein reines Roggenbrot. Der Krieg hat den Deutschen, die auch schon bis zu einem hohen Grade von der romanischen Sucht nach Weizenbrot angesteckt waren, die Rückkehr zum alten guten deutschen Schwarzbrot gebracht. Die Finklersche Erfindung der nassen Vermahlung der Meie liefert zudem jetzt ein Vollkornbrot, das als Nahrungsmittel dem weissen Brote ebenbürtig ist. So stehen wir augenscheinlich, durch den Krieg mit herbeigeführt, an einem neuen Abschnitt der Brotgeschichte, in dem das Schwarzbrot zu neuen Ehren gelangen wird.

Eine neue Kriegsindustrie in der Schweiz. Zu den verschiedensten Industriezweigen der Schweiz, die durch den Krieg lahm gelegt wurden, gehört auch die im Frieden blühende Erzeugung von Holzschmiedereien. Die Schweizer Holzschmieder, die fast alle aus dem Bauernstand hervorgehen, sind durch ihre besonders auf den Fremdenverkehr zugeschnittenen Erzeugnisse überall bekannt. Es ist begreiflich, daß jetzt nur wenige „Aubensken an die Schweiz“ in die Welt wandern; und darum hat die Gilde der Schweizer Holzschmieder sich nach einem neuen Erwerbszweig umgesehen

Wie „Daily Chronicle“ berichtet, haben die Holzschmieder sich auf die Herstellung künstlicher Stützmaschinen für die Kriegsverletzten eingestellt. Während Deutschland imstande ist, durch eigene Organisation den Bedarf an diesem Gebiete fast ausschließlich im Lande selbst zu decken, sehen Frankreich und England sich zum großen Teil auf die Schweizer Fabrikation angewiesen. Das für die künstlichen Stützmaschinen erforderliche Holz wird auf den Bergigen Hängen in der Gegend von Brugg und im Bereich des Thuner Sees gefällt. Die Verarbeitung des Materials zu künstlichen Armen, Beinen und Füßen geschieht meist daheim in den Hütten der Holzschmieder. Ein besonderes Interesse wird auch einem neu erfundenen Feiner Holzapparat zugewandt, der in der Ohrenmuschel angebracht wird, um zur Abschwächung des Schalls der Geschütze, Gewehre und Bomben zu dienen. Es heißt, daß die französische Regierung damit beschäftigt ist, den Apparat zu erproben, um gegebenenfalls zwei Millionen dieser Ohrenschützer in Auftrag zu geben. Außerdem verfertigen die Holzschmieder auch noch Schach- und Dominospiele, die zur Zerstreuung der Soldaten an der Front verteilt werden sollen.

Die amerikanischen Frauen und der Krieg. Der Weltkrieg hat in der weiblichen Bevölkerung der Vereinigten Staaten einen engeren Zusammenschluß und in der Folge die Bildung zahlreicher Vereine hervorgerufen, die zum Teil wohlthätiger, zum Teil politischer Natur sind. Wie einer in den „Daily News“ veröffentlichten Schilderung der amerikanischen Zustände zu entnehmen ist, sind allein im Verlaufe einer der letzten Wochen in New York drei Frauenorganisationen begründet worden, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen. Besondere Aufmerksamkeit erregte die Gründung der Kriegs-Unterstützungs-Gesellschaft, eine repräsentative Erneuerung eines bereits existierenden Unternehmens, das im vergangenen Jahre verschiedenartige Wohlfahrts-Einrichtungen für die Kriegsführenden gezeitigt hat. Die Sekretärin des Vereins bemerkte in einer Unterredung, „man scheint in vielen Kreisen der Meinung zu sein, daß die Gesellschaft den Eintritt Amerikas in den Krieg erwarte oder sogar wünsche. In Wirklichkeit ist gerade das Gegenteil der Fall. Über die Erfahrungen des Weltkrieges haben wir gezeugt, daß man immer bereit sein soll. Wir glauben, daß gerade die amerikanischen Frauen für jede Art Hilfsdienst bereit sein müssen. Wir verlangen von den Frauen keine direkte Tätigkeit; unsere Pflicht besteht einzig und allein darin, eine gewaltige Menge von Frauen — wir hoffen, daß es zehn Millionen sein werden — in irgendeiner Form zu vereinigen.“ Eine andere, erst jüngst ins Leben gerufene Gesellschaft nennt sich „Selig der Frauen“. Die sechs oder sieben in New York tagenden Suffragettenvereine beschäftigen sich zwar nicht mit öffentlicher Wohlthätigkeit oder sonstigen Unterstützungsvorrichtungen; dafür geben sie sich aber um so mehr Mühe, im Hinblick auf die für den 2. November anstehenden Wahlen die öffentliche Meinung für ihre Interessen zu gewinnen. Sie suchen aus dem Weltkrieg den besten Beweis für die Berechtigung, oder besser gesagt dringende Notwendigkeit des Frauenwahlrechts zu erklären. „Wenn Frauen wählen dürfen“, sagen sie, „gäbe es wohl keine Kriege.“ Mit besonderem Eifer sind die amerikanischen Frauen für das Rote Kreuz tätig. Es gibt Kreisläufe für Österreich, Italien, England, Deutschland, Frankreich usw. Die Sekretärin des amerikanischen Roten Kreuzes erklärte: „Seit wir erfahren haben, daß Deutschland sich so vorzüglich selbst versorgt, senden wir dorthin weniger Material.“ Das amerikanische Rote Kreuz zählt 6000 geprüfte Pflegerinnen, die sämtlich einen zweijährigen praktischen Kursus durchgemacht haben. Bis zum 1. Juni d. J. hat das amerikanische Rote Kreuz den Kriegsführenden in Europa Spenden in der Gesamtsumme von 5 600 000 000 M. zuzusenden lassen. 71 Erzte, 253 Krankenschwestern und 43 Mitglieder der Sanitätskommission wurden nach Europa geschickt. 10 Millionen Zigaretten, 1 Million Operationsmäntel, 1 Million Bandagen wurden den verschiedenen Hilfskommissionen in Europa aus Amerika überwiesen.

Amerikanischer Kriegshumor. Das Schlimmste bei Russland scheint zu sein, daß es kein stehendes Heer hat. (Washington Post.) — Aber wie kann denn ein Volk, das einen Riesenheer hat, unvorbereitet für den Krieg genannt werden? (Columbia State.)